

VERONAZAR

Illustrirte Damen-Zeitung.

Die nächste Nummer (39) erscheint in 14 Tagen. Da der „Bazar“ vierteljährlich nur 12mal erscheint, das Vierteljahr aber 13 Wochen hat, so fällt in jedes Quartal eine Woche, in der keine Nummer ausgegeben wird.

Eine Undine.

Von André Cheuriet. Deutsch von Natalie Kimmelin.*

Ein heftiger Platzregen fiel nieder und der ganze Tag war, obgleich im April, sehr trübselig gewesen. Der Ostwind fing sich in den Straßen des Marktbeckens Auberive, schüttelte mit rauher Hand die Bäume und klapperte mit den schlechtbefestigten Fensterläden. In dem Empfangszimmer eines in der Seilerstraße gelegenen Hauses ließ ein ungefähr neunzehnjähriges Mädchen die Hand lässig über die Tasten eines alten Claviers gleiten. Die dünnen Töne quollen langsam hervor und vermischten sich mit dem Geräusch, das eine alte Dienerin in der Küche machte. Während des Spielens schweiften die Blicke des jungen Mädchens gelangweilt über die alten, schläfrigen Familienbilder und über die verblüdete Einrichtung des Salons. Endlich brach sie ihre Sonate ab, trat ans Fenster und drückte die Stirne an die triefende Scheibe. Draußen aber sah es trostlos aus. Die Hyacinthen auf dem Gartenbeet lagen ertränkt in der aufgeweichten Erde; der kleine Fluß Aubette wälzte schmutzfarbene Wasser dahin; die Kamine der vom Regen gestreiften Dächer ragten undeutlich über den Bäumen hervor und der Rauch stieg wirbelnd in die Luft; die ganze Landschaft sah aus, als ob sie in Thränen zerfließen wollte.

Das junge Mädchen ließ sich fröstelnd wieder am Clavier nieder und begann einen stürmischen Walzer zu spielen, den sie aber plötzlich abbrach. Sie ließ die Hände auf die Tasten sinken, streckte dann mit nervöser Heftigkeit die Arme aus und rief: „Ach, wie ich mich langweile, wie ich mich langweile!“

„Was hast Du, liebes Kind?“ frug die Dienerin, die plötzlich erschien, mit aufgestülpten Ärmeln, einer Lätzschürze und einer Leinwandhaube mit flatternden Bindebändern. Sie war dick, aber trotz ihrer vierzig Jahre noch ziemlich frisch, und ihre blauen Augen hatten den sanften, guten Blick einer jungen Kuh.

„Was hast Du, Antoinette?“ frug sie nochmals mit ängstlicher Zärtlichkeit.

„Celine,“ sagte Antoinette und blickte die Magd mit ihren schwermüthigen Augen fest an, „wenn der Regen noch lange anhält, kann man mich



Die Frau des Gladiators. Nach dem Gemälde von E. Blair Leighton.

morgen begraben. Ach!“ rief sie aufstehend, „die Langweile! hier ist Alles mit ihr getränkt, von den dummen Papierblumen bis zu den jämmerlichen Ahnenbildern, die mir manchmal fast Lust machen, sie zu zerreißen, bloß um mich zu zerstreuen.“

„Ach, liebes Herzchen, wenn Dich Dein Vater nur bei dem Notar oder der Wittve des Eisenhammerbesizers hätte einführen wollen! Es fehlt hier nicht an Leuten, die man besuchen könnte, aber Herr von Lisle mit seinem zankfüchtigen Wesen hat das Talent gehabt, die ganze Gesellschaft von Auberive gegen sich aufzubringen. Ihn ist Pitoiset's Wirthshaus lieber, wo er mit seinen Kameraden, den Wildbeeren, nach Herzenslust kneipen kann.“

„Armer Vater!“ nahm Antoinette seufzend die Unterhaltung wieder auf, „sein Leben hier in diesem Dorf ist auch nicht lustig. Er vermisst die gute alte Zeit in Tours und die schöne Stelle, die er dort gehabt hat.“

„Warum hat er seine Stelle denn verloren?“ rief Celine lebhaft. „Er verbrachte seine Tage auf der Jagd und seine Nächte beim Kartenspielen, und da hat ihn die Regierung verabschiedet. Er kümmerte sich kaum um Dich, und wenn ich nicht dagewesen wäre, wärest Du, seit Deiner Mutter Tod, mehr als einmal in zerissenen Schuhen ausgegangen.“ Die Dienerin zuckte die Achseln und stützte die Arme auf das Clavier.

„Weißt Du,“ fuhr sie fort, „Dein Vater hätte Dich, statt sich mit der Familie Deiner Mutter zu überwerfen, ruhig in Paris bei Deinen Großeltern lassen sollen, die dann schon einen Mann für Dich gefunden hätten.“

„Ach,“ erwiderte Antoinette mit wegwerfender Miene, „Gott soll mich vor einem Manne bewahren, den meine Großeltern ausfindig machen! Ministerialbeamte, Narren und Pedanten, kahl wie die Affen und methodisch wie ein Uhrwerk. Danke schön! Da ist mir die Pension in Passy, in die man mich einsperrte, noch lieber!“

„Warum hat man Dich nicht dort gelassen?“

„Weil die Pension theuer war und wir arm sind, Celine.“

„Arm!“ entgegnete Celine. „Ja, jetzt wo Dein Vater sein Leben genossen hat, will er an Andern sparen und wird geizig. Und Deine Großeltern sind auch Geizhälse! Deine Mutter war ihr einziges Kind, hätten sie Dich da nicht behalten und die Pension für

* Autorisirte Uebersetzung. Nachdruck verboten.

Dich bezahlen können? Sprich mir nur von all diesen Leuten nicht mehr, ich mag nichts von ihnen hören!"

"Ach Celine," seufzte Antoinette trostlos, "es liebt mich eben Niemand."

"Niemand!" rief Celine empört, "so, und ich? Habe ich Dich nicht verhätschelt und verwöhnt seit dem Tag, an dem ich zu Euch kam, was nächste Weihnacht achtzehn Jahre wird? Als ich Dich in Deiner Wiege sah, so blaß und mager und doch so niedlich mit Deinen großen Augen, da erschloß sich mein Herz und ich liebte Dich sogleich, Du armes, vernachlässigtes Kind! Ich, ich habe Dich in Deinem kleinen Bette eingelullt, ich habe Dich an den Frohnleichnamstagen als Engel angezogen, und wer hat Dich mit Näscherlein vollgepfropft, wenn die Mutter Dich gestraft hatte? So! Niemand liebt Dich, Undankbare? Ach, wenn ich Dich nicht angebetet hätte, würde ich dann wohl zehn Körbe ausgeheilt haben? denn," sagte Celine sich aufrichtig, "ich habe Liebhaber genug gehabt und das von den besten! aber ich hätte Dich verlassen müssen. Wäre ich denn ohne Dich bei Deinen Eltern im Dienst geblieben? Sage also nicht, daß Dich Niemand liebt, böses Mädchen!"

"Ja, meine Celine, Du hast mich lieb!" rief Antoinette, deren Augen feucht geworden waren und die sich nun ihrer Dienerin an den Hals warf. "Du hast mich sehr lieb, aber auch nur Du!"

"Wozu brauchst Du denn noch Andere?" antwortete Celine und küßte sie auf die Stirne. "Nebrigens hast Du auch an Herrn Ormancey einen braven und guten Freund." Antoinette verzog ihr Mäulchen spöttisch.

"Evyonyme!" sagte sie. "Ach ja, er ist manchmal recht drollig, und ich habe mich kurze Zeit mit dem Versuch, ihn in mich verliebt zu machen, unterhalten."

"Aber liebes Kind!" rief Celine entrüstet aus.

"Sei unbesorgt," fuhr Antoinette fort, "sein Herz läuft keine Gefahr; es beherbergt zu viel Neigungen auf einmal: Blumen, Vögel, Bücher, und ich, ich will ganz ausschließlich geliebt werden. Nebrigens ist Evyonyme auch nicht der Mann meiner Träume. Ein stolzer Charakter, wie aus einem Guß, mit einem eisernen Willen, den die ganze Welt nicht beugen könnte und der sich doch vor dem leisesten Winke meines kleinen Fingers wie eine Weide biegen würde — das ist der Mann, den ich lieben könnte."

"Das wäre ein weißer Hahn, meine Tochter. Heilige Mutter Gottes! da höre ich Deinen Vater im Stall. Ich habe mich mit Dir verschwätzt und das Essen ist noch nicht fertig."

In der That kündigte der, von dem sie sprach, seine Ankunft durch die Melodie eines Jägerliedchens an, das er aus voller Kehle piffte. Er schien aber noch nicht hereinkommen zu wollen. Als sorgfamer Hausherr dachte Herr von Lisle erst an das Futter seiner Thiere und dann an sich selbst, und sein erster Gang war zu drei Prachtereemplaren des Schweinegeschlechts, die sich seiner besonderen Sorgfalt erfreuten und die er nie anders als "die Kameraden" nannte. Aus der Tiefe des Stalles ertönte seine Bassstimme, auf die ein furchtbarees Grunzen antwortete.

Einige Minuten nachher wurde die Küchentüre rasch geöffnet, und Herr von Lisle erschien auf der Schwelle; er trug ein Wams aus geripptem Sammet, Gamaschen, die bis zum Knie reichten und einen weichen Filzhut. "Celine," rief er, "wenn das Nachtesfen für die Kameraden fertig ist, so zünde die Laterne an und bringe den Kessel in den Stall."

Sicherlich hätten die hübschen Damen Tours, denen er in seiner Glanzzeit den Hof gemacht hatte, den schönen Norbert von Lisle, für den einst ihr Herz geschlagen, in seiner ländlichen Tracht kaum wiedererkannt. Der Lebemann von ehemals hatte seine glänzende Hülle ganz abgestreift. Als Sohn eines großen Gutsbesizers war Herr von Lisle, Dank seinem gefälligen Neuzern und der Protection von Verwandten seiner Frau, zum Inspektor der Gesteute ernannt worden und hatte zwanzig Jahre lang in dem fruchtbaren Tourainerland ein fröhliches Leben geführt. In Folge eines muthwilligen Streiches abgesetzt und genöthigt nach Auberive zurückzukehren, wo er spärlich von den Ueberbleibseln seines Vermögens leben mußte, hatte er sich plötzlich verwandelt. Das Naturell des Champagner Bauern, das der Pariser Firmist stets nur zur Hälfte verdeckt hatte, kam wieder voll zum Durchbruch. Beim ersten Mißgeschick war seine Bauernschlaueit schnell erwacht, er war durch die Aussicht auf ein dürftiges Alter zurückgeschreckt worden und hatte angefangen zu rechnen und zu sparen. Er bestellte mit Hilfe eines Tagelöhners seine Felder allein und schämte sich nicht, sein Getreide und sein Vieh auf dem Markt in Langres selbst zu verkaufen. Von seinen alten Gewohnheiten war nichts geblieben als ein schneidiger Ton, ein hochmüthiges Benehmen und ein sehr ausgesprochener Hang zur Jagd, oder vielmehr zur Wildddieberei, denn böse Zungen behaupteten, er jage weit lieber in den Staatswaldungen, als auf seinem eigenen bescheidenen Revier.

Sobald sein Vieh gefüttert war, kam Herr von Lisle in die Küche zurück, in der Celine unterdessen die Lampe angezündet und den Tisch gedeckt hatte. Trotz seiner fünfzig Jahre und einer beginnenden Körperfülle war er noch ein hübscher

Mann, groß, stark, gut gebaut, mit lebhaften Augen, einer Adlernase und schönen Zähnen unter dem ergrauenden Schnurrbart. Man merkte an seinem Ton und seinem ganzen Wesen, daß er in seiner Jugend bei den Frauen Glück gehabt hatte. Er setzte sich neben den Kamin in einen Lehnstuhl mit verblühter Stickerei. Antoinette küßte ihn und nahm dann ihm gegenüber ihren alten Platz auf einem niederen Stuhl ein. In der Mitte saß "Tausendjöh", die Hündin des Herrn von Lisle, auf den Hinterfüßen und theilte ihre Aufmerksamkeit zwischen ihrer jungen Herrin und dem dampfenden Topf, in dem das Essen kochte. "Nun, Kleine," sagte Herr von Lisle zu Antoinette, "Du fragst nicht einmal, was es im Orte Neues gibt?"

Antoinette schüttelte gleichgültig den Kopf, und ihr Vater fuhr fort: "Erstens bin ich Evyonyme begegnet, der bei dem Friedensrichter speist und nachher zu uns kommen wird. Und zweitens ist der neue Forstmeister angekommen."

"Ach," sagte das junge Mädchen mit unterdrücktem Gähnen, "ist er wie sein Vorgänger? Flucht er bei jedem Satz? Folgt ihm stets eine Meute schmutziger Hunde auf den Fersen und spielt er auch L'hombre?"

"Ich werde Dir dies Alles heute Abend erzählen. Ich gehe in das Wirthshaus, in dem er abgestiegen ist, und wenn er mir gefällt, lade ich ihn ein, uns zu besuchen. Man muß mit den Forstleuten immer gut stehen."

Celine, welche die Suppe anrichtete, brummte leise.

"Schöne Aussicht, das!" sagte sie zwischen den Zähnen. "Es kommen schon genug langweilige Leute hieher, und es wäre geschickter, Sie würden Antoinette bei der Frau Notar oder sonst in einem anständigen Hause einführen, das wäre ihr gesünder, als den Tabakqualm einzuathmen und unpassende Unterhaltungen zu hören."

"Schweig still, Plaudertasche!" rief Herr von Lisle, "Deine Bemerkungen sind unpassend. Kümmer Dich um Deine Sachen und gib uns die Suppe!"

"Hier ist sie," brummte Celine und setzte barsch die Kräutersuppe auf den Tisch, aus welcher, nebst einem Gericht von Hammelfleisch und Rüben, das ganze Essen bestand.

Man setzte sich zu Tisch. Antoinette aß ohne Appetit; Herr von Lisle verschlang Alles. Als er sich eben noch das letzte Glas bis zum Rande vollgoß, schlug die Hündin an.

"Das ist Herr Evyonyme," sagte Celine. "Tausendjöh hat ihn gewittert." Sie öffnete dem Ankömmling rasch die Thüre und dieser trat unter den Freudenbezeugungen Celines und Tausendjöh's ein.

Evyonyme Ormancey war ein kräftiger Bursche von etwa dreißig Jahren. Das blonde Haupt- und Barthaar, die rosige Hautfarbe und die feuchten blauen Augen verliehen seinem Gesicht einen kindlichen und treuherzigen Ausdruck. Er besaß auch in der That noch jene Naivität der goldenen Zeit, obgleich er durch Geburt und Erziehung Pariser war; aber er war ein menschenfeurer Pariser und hatte sich in die Wälder geflüchtet, um ungestört seiner Neigung zum Träumen und Herumschlendern nachhängen zu können. Mit einem lebhaften Empfindungsvermögen und reger Einbildungskraft begabt, hatte er in seiner ersten Jugend einige leichte literarische Anwendungen gehabt, aber sei es, daß seine Faulheit vor der Schwierigkeit des ersten Anfangs zurückbebt oder daß sein Gemüth durch die Anforderungen des Pariser Lebens eingeschüchtert wurde, er hatte die Schriftstellerei schleunigst wieder aufgegeben, um zu einem beschaulichen Leben und in die Einsamkeit zurückzukehren, wo sein unstätter Geist sich wohler fühlte. Er verbrachte einen großen Theil des Jahres in einer mitten im Walde, eine halbe Stunde von Auberive entfernt gelegenen Meierei. In Auberive hatte er Antoinette wieder getroffen, deren mütterliche Familie mit der seinigen verwandt war. Er kam oft in die Seilerstraße. Sein eigenthümliches Wesen unterhielt Antoinette, und ihr Vater, der wußte, daß er reich und freigebig war, empfing ihn aufs Beste und erklärte ihn für einen guten Kerl.

Er war in der That ein großes Kind, das Töne, Farben und Träumereien liebte. Er war melancholisch und betrachtete, wie er selbst sagte, lieber die Schatten als die Lichtseite der Dinge, allein seine Melancholie war heiter und mittheilsam. Sein Herz erschloß sich ohne Mißtrauen; er vertraute dem ersten Besten seine Fehler und seine Hoffnungen, sowie eigene und fremde Geheimnisse an. Er hatte wie Montaigne, sein Lieblingschriftsteller, "eine wunderbare Neigung zur Barmherzigkeit und Milde," und auch sein Geist that nichts als "umherschweifen, irren und zweifeln," aber sein harmloser Scepticismus ruhte sanft auf einer Grundlage von Mysticismus, wie ein Bach, der kurze Zeit über spitze Kieselsteine geht, um dann auf weichen, linden Kräutern ruhig weiterzufließen. Er prüfte und studirte sich unaufhörlich, liebte die Natur leidenschaftlich und entwickelte, um sie zu schildern, eine manchmal gezierte, aber stets eigenartige Beredsamkeit.

Kaum hatte er Herrn von Lisle die Hand geschüttelt, als dieser sich erhob, Tausendjöh herbeipieß und sich nach dem Wirthshause begab. Antoinette und Evyonyme blieben allein an dem riesigen Kamin, dessen Kohlenglut die alte, räucherige und mit Möbeln vollgepfropfte Küche sanft erhellte.

"Nun, Sie melancholischer Sänger," sagte Antoinette, indem sie ihre kleinen Füßchen nach der Glut hinstreckte, "erzählen Sie mir eine Ihrer Kirchhofsgeschichten, dieser traurige Regen hat mich in die richtige Stimmung gebracht."

"Lachen Sie nicht über meine Friedhöfe," entgegnete Evyonyme unbefangen, "erst gestern habe ich noch in Bivey einen gesehen, der reizend ist und mir Stoff zum Schwärmen gegeben hat; ich habe meine Gedanken ausführlich in meinem Tagebuch niedergeschrieben."

Antoinette lächelte. "Das berühmte Tagebuch existirt also noch immer? ... Ich glaube, Sie hätten darauf verzichtet, es fortzuführen."

"Es zu veröffentlichen, ja; es zu schreiben, nie! Ich webe meine Gewänder, aber ich trage sie nicht öffentlich. Die Welt kam mich für zerlumpt halten, das ist mir einerlei, wenn ich weiß, daß ich zu Hause einen wolversehnen Kleiderschrank habe. Wenn ich es müde bin, über Berg und Thal zu schweifen oder mich mit meinen Freunden Montaigne und Lafontaine zu unterhalten, öffne ich mein Tagebuch und unterhalte mich mit mir selbst. Hier finde ich die Eindrücke, die mir jeder Tag gebracht, wie alte Melodien notirt und numerirt; hier finde ich alte Blumen, die für mich, obgleich sie vertrocknet sind, einen süßen, vertrauten Duft bewahrt haben. Mein Tagebuch tröstet mich über meine Bedeutungslosigkeit; wir beide sind wie die Liebenden, von denen der Dichter sagt:

Die Welt zu sein für sich, stets neu und stets verschieden,
Und doch stets schön — uns Beiden ist's beschieden."

"Sagen Sie mir, Evyonyme," unterbrach ihn Antoinette, "warum haben Sie sich, trotz Ihrer häuslichen Neigungen, nicht verheirathet?"

Sie hatte einen Elbogen auf das Knie und das Kinn in die Hand gestützt und sah Evyonyme, der seufzte, schelmisch von der Seite an.

"Meine Freunde," antwortete er, "wundern sich darüber wie Sie; aber heirathen heißt, allen unfruchtbaren Träumereien die Thüre schließen, heißt ein sehenswerthes Land im Geleite eines Cicero bereisen und die hergebrachten Redensarten des officiellen Führers über sich ergehen lassen."

Antoinette lachte und bewegte ihren von dem winzigen Pantöffelchen nur halb bekleideten Fuß über der Kohlenglut hin und her. Evyonyme schielte verstohlen nach der hübsch geformten Ferse und der feinen Wölbung des Knöchels, schien sich aber nicht weiter stören zu lassen. "Und dann," fuhr er in drollig-vertraulichem Tone fort, "soll ich's Ihnen gestehen? ich fürchte mich vor den Frauen."

Antoinettes Lachen verdoppelte sich; sie näherte ihm ihr schelmisches Gesicht scherzend und sagte: "Wie? Vor Allen? sogar vor mir?"

"Vor Ihnen?" machte Evyonyme und wurde einen Augenblick nachdenklich. "Ganz gewiß, vor Ihnen besonders. Schon eine Frau ist gefährlich und störend, aber eine junges Mädchen vollends ist eine furchtbare, verschleierte Isis, deren Hüllen erst nach der Hochzeit fallen; da merkt man dann, was man für ein Lebtage neben sich hat, der einen Engel und der eine Gans, dieser eine Nonne und jener eine Furie."

"Ach möchte wissen, was ich sein werde, wenn der Schleier fällt!" lachte Antoinette. Sie hatte sich rasch erhoben und stand nun mit schelmischer, herausfordernder Miene aufrecht vor Evyonyme. Die Kohlenglut beleuchtete von unten nach oben ihre schlanke Taille, deren zarte Umrisse durch ein eng anschließendes Merinokleid noch gehoben wurden. Im Uebrigen blieb ihre Gestalt in ein geheimnißvolles Halbdunkel gehüllt, das nur ab und zu durch das zitternde Licht des Feuers erhellt wurde, und dann unterschied man einen feinen Hals und das längliche Oval eines geistvollen, von lockigem Haar umrahmten Gesichtes, das an die Köpfe aus der Schule Leonardo da Vinci's erinnerte. Evyonyme bewunderte, verblüfft und verstummt, mit ängstlicher Miene die großen Augen und den spöttisch aufgeworfenen, kirchrothen Mund des jungen Mädchens. "Nun," fuhr Antoinette fort und kreuzte die Arme über die Brust, "lassen Sie mal hören, was für ein Ungeheuer ich bin."

"Sie?" antwortete er langsam, "Sie sind eine Undine. Ja, Sie sind dem Wasser entflohen, Sie haben dessen Reiz und Beweglichkeit, sein plötzliches Aufbrausen und seine trügerische Ruhe. Ihre grünen Augen haben seine beunruhigende Farbe bewahrt. Der, den Sie lieben werden, wird ein gut gestähltes Herz brauchen; läßt er sich einen Augenblick rühren, dann wehe ihm. Sie werden ihn mit sich hinabziehen in die unergründlichen Tiefen Ihres mütterlichen Elementes."

Er hielt plötzlich inne, denn das Gesicht Antoinettes hatte sich umwölkt, ihr Lächeln war erloschen und ihre Augen standen voll Thränen.

"Sie halten mich also für sehr schlecht," sagte sie mit dumpfer Stimme.

Beim Anblick dieser raschen Veränderung und der beinahe fließenden Thränen empfand Evyonyme Gewissensbisse.

"Bah! ich scherze," rief er und gab sich alle Mühe, seiner rauhen Stimme einen freundlichen Klang zu geben; "nur bin ich wie jener Esel Lafontaine's, der den kleinen Hund nach-

ahmen will, meine Scherze sind ein wenig plump. Verzeihen Sie mir und nehmen Sie es nicht ernst."

Man hörte Tausendföhren an der Thüre krähen und Antoinette fuhr sich rasch über die Augen. Herr von Lisle trat ein; er runzelte die Brauen und pffif zwischen den Zähnen, was ein Zeichen schlechter Laune war.

"Nun," fragte seine Tochter, "hast Du Deinen Forstmeister gesehen?"

"Ja," grollte Herr von Lisle, "das ist ein sonderbarer Herr! Er geruhte, mein Entgegenkommen kaum zu beachten. Ich weiß nicht, von wo die Regierung jetzt ihre Beamten hernimmt!"

"Ich wußte es ja," sagte das junge Mädchen, "irgend ein alter, häßlicher Brummbar."

"Alt? nein! Dreißig Jahre, strenges Gesicht, schwarzen Bart, wie ein Verschwörer."

Das Gesicht Antoinettes nahm einen weniger gleichgültigen Ausdruck an und Evonyme fragte nach dem Namen des neuen Ankömmlings. "Er heißt Duhour," antwortete Herr von Lisle.

"Duhour?" wiederholte Evonyme und erhob sich, um zu gehen. "Ich hatte einen Schulkameraden dieses Namens, es wäre wunderbar, wenn es derselbe wäre."

"Duhour!" rief Antoinette, "der Name paßt zu der Personalbeschreibung; es ist sicher ein Freund von Ihnen, Evonyme! Gute Nacht, ich bin müde und will schlafen gehen."

II.

Den nächsten Tag wurde Jacques Duhour, dessen Ankunft die Neugierde des Herrn von Lisle erregt hatte, durch den Morgenspektakel im Wirthshause Pitoulet's bald geweckt. Dieses Haus, der einzige Gasthof in Auberive, war gerade kein Friedenstempel.

Das Klängen der Gläser, das laute Sprechen der Zecher, das Bellen der Hunde vermischte sich mit der gellenden Stimme der Wirthin und verursachte einen wenig angenehmen Lärm. Der neue Forstmeister konnte es nicht aushalten, kleidete sich eiligst an und suchte in der Lindenallee, die dem Wirthshause gegenüber lag und von zwei Armen des Flusses begrenzt wurde, einen Zufluchtsort. Dieser Baumgang, der in der Gegend "der Spaziergang zwischen zwei Wassern" hieß, verband das Dorf mit der alten Abtei von Auberive; auf einer Seite wurde er von der Mühle und von dem terrassenförmig angelegten Garten Herrn von Lisle's überragt. Viel Lärm entsprach der ersten Geschmacksrichtung Jacques Duhour's durchaus nicht. Da er das Glück gehabt hatte, bei seinem Austritt aus der Forstakademie in seiner Vaterstadt angestellt zu werden, so hatte er sich von seiner Familie nur einmal getrennt, um eine Studienreise durch die Wälder Deutschlands zu machen. Das Wirthshausleben stand in einem zu scharfen Gegensatz zu dem ruhigen und geordneten Dasein in seinem Elternhause, als daß er sich nicht fremd und unbehaglich hätte fühlen müssen.

Der Anblick des jungen Grüns und das Murmeln des Wassers erfrischten ihn einen Augenblick und heiteren auch seine Gedanken ein wenig auf. Aber als er unter den Linden spazierte, schnürte sich ihm das Herz aufs Neue zusammen, und die vertrauten Einzelheiten des täglichen Lebens, die er da und dort wahrnahm, verschärften das Heimweh wieder, an dem er litt. Die auf der Wiese des Müllers an der Sonne ausgebreiteten Leinwandstücke erinnerten ihn an seine kleine Vaterstadt, an die Thätigkeit seiner Mutter bei den großen Wäschern, und die blühenden Obstgärten riefen ihm den Garten ins Gedächtniß zurück, in dem seine Schwestern des Nachmittags neben den Himbeersträuchern zu sitzen und zu sticken pflegten.

So schweifte er, seinen Gedanken zur Beute, ziellos umher und ahnte nicht, daß er im selben Augenblick der Gegenstand einer sehr gründlichen Beobachtung sei. Fräulein von Lisle hatte ihn von der Terrasse oben bemerkt und sogleich errathen, daß dieser unbekannte Spaziergänger der neue, von ihrem Vater geschilderte Forstmann sei. Hinter einer belaubten Haselnußstaude verborgen, beobachtete sie ihn um so neugieriger, als er in keiner Weise dem Bilde entsprach, das ihre Einbildungskraft sofort von ihm entworfen hatte. Jacques Duhour war nicht schön, aber die unregelmäßigen, strengen und energischen Züge, die tief liegenden Augen, die breite Stirne verliehen seinem Gesicht einen männlichen und bedeutenden Ausdruck. Die stolze Haltung des gewandten und kräftigen jungen Mannes ließ auf Charakter- und Willensstärke schließen. Er schritt rasch dahin, die Hände in den Taschen des grünen Uniformrockes und die Stirne leicht gesenkt. Plötzlich schüttelte er den Kopf, wie um einen quälenden Gedanken zu verschleichen und verschwand in der Richtung nach dem Wirthshause.

Er wollte die traurige Stimmung nicht Herr über sich werden lassen. Als Mann der That hielt er das Grübeln für eine unnütze und ungesunde Beschäftigung; um es zu bekämpfen, beschloß er, in den Wald zu gehen und die Unterförster seines Reviers kennen zu lernen. Eine halbe Stunde später betrat er die großen bergigen Wälder, die sich zwischen

Auberive und Bivey ausbreiten. Er hatte sich in der Voraussehung nicht getäuscht, daß ein langer Marsch genügen würde, um das moralische Gleichgewicht in ihm wiederherzustellen. Schon der Anblick des Waldes hatte ihn geheilt. Als Sohn und Enkel eines Forstmannes liebte er seinen Beruf leidenschaftlich. Die Einsamkeit der Wälder, in der das Leben so heimlich pulst, that seinem Herzen wohl; er fand darin den Reiz einer beständigen, fruchtbaren Thätigkeit, die sich in einer stillen Umgebung entwickelt. Der Wald ist nie stumm und doch macht er einen stillen und beruhigenden Eindruck. Schon nach hundert Schritten fühlte sich Jacques aufgereizt und erfrischt. Rüstigen Fußes durchschritt er den Bach von Bivey und erreichte eine weite Lichtung, die "Planke des Ruhirten" benannt. Schon wandelte er heiter über den elastischen Wiesengrund den lichtumfluteten Weide, als er einen großen, in einem haselnußfarbenen Ueberzieher gekleideten Mann aus dem Wald hervortreten sah; er war in ein Buch vertieft und machte Riesenschritte. Der wunderliche Spaziergänger sprach laut und gestikulirte lebhaft; er näherte sich dem Forstmeister, ohne ihn zu sehen. Auf dieser weltentlegenen Weide war eine solche Begegnung etwas höchst ungewöhnliches. Jacques blieb stehen, um den eifrigen Leser zu betrachten; als dieser bis auf zwei Schritte herangekommen war, erhob er den Kopf und stieß einen lauten Schrei aus.

"Jacques Duhour, also Du bist es wirklich?"

"Evonyme!" rief Jacques, der nun auch seinen alten Schulfreund erkannte.

Sie hatten sich zehn Jahre nicht gesehen. Sie schüttelten einander die Hände und überhäufeten sich gegenseitig mit Fragen über die Vergangenheit, über verschwundene Freunde und zusammengefallene Luftschlösser.

"Was bist Du denn geworden?" fragte Jacques. "Ich habe Deinen Namen oft in den Zeitungen gesucht; ich glaube, Du seiest unter die Literaten gegangen."

Evonyme schüttelte traurig den Kopf.

"Ja," keuzte er, "ich berechtigte zu den schönsten Hoffnungen. Die Puppe war hübsch, aber der Schmetterling hat den Erwartungen nicht entsprochen. Die Fee, die an meiner Wiege stand, hat mich leider außer mit der Neigung für die Wissenschaften auch mit einem ganz ausgesprochenen Hang zur Faulheit begabt. Als ich erst auf der schiefen Ebene war, glitt ich auch sanft rollend vollends hinab. Ich tröste mich mit meinen Büchern," fuhr er fort und klopfte auf den Rücken eines Bandes Montaigne, "und fühle mich glücklich hier allein mit meinen Grübeleien. Die Vögel und der Wind sind mein Orchester und tanzen thue ich mit meiner Einbildungskraft. Ich weiß, daß ich so lächerlich bin wie ein graubärtiger Walzer tänzer, aber meine Tänzerin ist anderer Ansicht; sie flüstert mir ins Ohr, daß die Dichter, die öffentlich singen, oft die wenigst aufrichtigen sind und am wenigsten empfinden."

Jacques lachte. "Und Du?" fragte Evonyme und drückte nochmals die Hand seines Freundes.

"Oh," erwiderte dieser, "mein Leben verlief einfach genug. Der Lebensplan, den ich mir mit zwanzig Jahren entworfen, ist so prosaisch wie eine Algebraformel, trotzdem habe ich ihn befolgt und hoffe, ihm treu zu bleiben. Ich liebe meinen Beruf leidenschaftlich und habe bisher mehr mit Bäumen, als mit Menschen zusammengeliebt. Mein einziges Streben geht dahin, für die Wiederbeholzung unserer Berge zu wirken, ein Land ohne Wälder ist ein Land ohne Zukunft. Ich will ein oder zwei Jahre tüchtig arbeiten und mich dann für immer in meine Heimath versetzen lassen. Dort werde ich ein einfaches, sanftes Mädchen heirathen, das meine gute Mutter schon für mich ins Auge gefaßt hat, und ein Buch über den Waldbau schreiben."

"Du willst heirathen!" rief Evonyme und wurde nachdenklich. "Ich habe mich schon öfter gefragt, ob ichs nicht auch thun sollte. Wenn ich auch nicht berühmt bin, so hätte ich dann doch Kinder, die mir auf mein Wort glauben, ich sei ein großer Mann, allerdings nur so lange sie klein sind."

So plauderten sie noch eine Viertelstunde zusammen, dann trennten sie sich, doch nicht ohne daß Evonyme Jacques das Versprechen abgenommen hatte, am anderen Morgen in der Meierei Val-Clavin mit ihm zu frühstücken."

Am Abend desselben Tages ging Evonyme noch auf eine Stunde in die Seilerstraße. Herr von Lisle war abwesend, aber Antoinette traf er auf der Gartenterrasse, wo sie zwischen den Haselnußstauden auf und abging; er erzählte ihr sein Zusammentreffen mit Jacques.

"Er ist noch ganz derselbe," sagte er, "wie in der Schule, ernst, ehrenhaft, bieder und von einer Willenskraft, die mir Angst einflößt. Er kommt morgen zum Frühstück zu mir und ich freue mich darauf, länger mit ihm zu plaudern."

"Und ihm zum Nachtsich Ihr Tagebuch vorzulesen," entgegnete Antoinette lachend. Sie ging einige Schritte weiter, dann wandte sie sich rasch zu Evonyme: "Es würde mich interessieren, Ihren Puritaner kennen zu lernen, werden Sie mir ihn nicht bringen?"

Evonyme machte ein verblüfftes Gesicht. "Welcher Einfall! Jacques würde einen solchen Vorschlag gerade so aufnehmen wie das Entgegenkommen Ihres Vaters. Er ist ein

Wilder. Uebrigens würde er Ihnen mißfallen und Sie ihm nicht gefallen."

"Und warum würde ich ihm nicht gefallen?"

"Weil Ihr Charakter gerade das Gegentheil von dem seinigen ist."

"Danke schön! Das heißt so viel, als ich sei albern, leichtsinnig und oberflächlich."

Evonyme suchte sich dadurch aus der Verlegenheit zu ziehen, daß er erklärte, sein Freund sei sehr menschensüchtig und stiehe besonders das weibliche Geschlecht, aber all dies reizte nur die Neugierde Antoinettes noch mehr; sie bestand darauf den Forstmann kennen zu lernen und setzte mit schalkhafter Miene noch hinzu, sie hätte nicht übel Lust diesem tugendhaften Grandisson den Kopf ein bißchen zu verdrehen. Da wurde Evonyme ungeduldig und sagte schließlich, als er sich aus seinen letzten Verschönerungen getrieben sah, sie würde nur ihre Zeit verlieren, denn Jacques habe schon in seiner Vaterstadt eine Braut.

"Eine Braut!" rief das junge Mädchen spöttisch. "Gewiß eine Kleinstädterin mit rothen Händen, die Früchte eintrücht und im Rahmen sticht. Vortrefflich! jetzt ist das Bild Jacques' des Dürstern vollendet! Immerhin, mein armer Freund, würde ich, falls ich mir die Mühe nähme, trotz seines Ernstes, seiner Gelehrsamkeit und seiner Braut mit den großen Füßen, keine acht Tage brauchen, um ihn so verlobt zu machen, daß er Gedichte an allen Bäumen des Waldes aufhängt."

Evonyme lächelte ungläubig. Antoinette aber, durch den Widerspruch gereizt, verbiß sich immer mehr in den Gedanken und erklärte, den Versuch wagen zu wollen.

"Ich bin begierig," sagte Evonyme, "zu hören, wie Sie es angreifen wollen, Jemand in sich verliebt zu machen, den Sie nirgends treffen werden, und der Ihnen sicherlich auch keinen Besuch machen wird."

"Wer weiß? Sie werden ihn dieser Tage mitbringen!"

"Ich werde mich wol hüten!"

"Dann werde ich ihn anderswo treffen."

"Das wollen wir einmal sehen! Sie wollen mich herausfordern!"

Antoinette hielt zitternd inne und ihre Augen funkelten.

"Ich werde ihn spätestens morgen sehen — wollen Sie wetten?"

"Wetten? was?" sagte Evonyme und lachte so laut, daß sich die nervöse Erregung des jungen Mädchens verdoppelte.

"Wenn Sie verlieren," entgegnete sie, "geben Sie mir den Band Musket, den Sie mir bisher immer abgeschlagen haben. So! Sie fordern mich heraus, wir werden ja sehen!" Und plöblich verließ sie die Terrasse und den bestürzten Evonyme.

Am anderen Morgen ging Antoinette stumm aber erregt im Hause hin und wieder, ohne irgendwo still sitzen zu können. Herr von Lisle, der schon mit Tagesgrauen nach dem Markt von Grancey aufgebrochen war, wurde nicht vor Nacht zurück erwartet. Sie frühstückte rasch an einer Ecke des Küchentisches, dann warf sie ihre Serviette weg und sagte in schmeichelndem Tone: "Celine, wenn Du recht lieb sein wolltest, würdest Du Deine Siebenmeilenstiefel anziehen und mit mir einen Waldspaziergang machen."

Celine hatte gut einwenden, es werde regnen und sie setze keinen Fuß vor die Thüre; schließlich mußte sie sich doch der Laune des verwöhnten Kindes fügen und sich ankleiden. Antoinette flog auf ihr Zimmer, knöpfte ihre Zwillinggamaschen um, setzte ein rundes graues Filzhütchen auf und erschien wieder in einem kleidamen Tuchpaletot gehüllt, in dessen Taschen sie cavalierrmäßig die Hände steckte. Fünf Minuten später ging sie auf die Wälder von Val-Clavin zu und zog die arme Celine, die angesichts der schwarzen Wolken noch immer Einsprache erhob und die schrecklichsten Geschichten von Lungenentzündungen erzählte, siegreich hinterdrein.

Das Wetter war in der That nicht verlockend. Es hatte die Nacht geregnet, die Wege waren aufgeweicht und die Wälder durchnäßt. Celine stieß schwere Seufzer aus, so oft ihr Fuß auf der lehmigen Erde ausglitt oder ihr Kleid an einem Dornstrauch hängen blieb. Antoinette antwortete durch Gelächter und setzte ihren Spaziergang fort, hier ein Zweigchen Immergrün, dort ein paar Gräser pflückend.

"Heilige Jungfrau! liebes Kind, was für einen Schritt machst Du!" rief die athemlose Celine.

Um das Unglück voll zu machen, öffneten jetzt die Wolken, die bisher ruhig über den Wäldern hingen, plötzlich ihre Schleusen und ließen einen heftigen Platzregen fallen.

"Ich hab Dir's ja gleich gesagt," stöhnte Celine; "wir wollen umkehren."

"Das hat nichts zu bedeuten," meinte Antoinette. "Wir wollen uns unter den Bäumen halten, dann schützen uns die Blätter."

Sie verließ muthig den Fußpfad und drang immer tiefer in den Wald hinein. Sie schritt immer gerade aus, als ob sie einen schon vorher entworfenen Plan ausführe. Die halb entfaltenen Blätter boten keinen Widerstand und der Regen rieselte ungestört auf die Spaziergängerinnen herab. Plötzlich wurde der Wald lichter, man hörte Hähne krähen, und als

sie den Waldesjaum erreicht hatten, lag zu ihren Füßen eine grüne Schlucht, in deren Mitte sich die grauen Mauern und die Dächer einer Meierei erhoben.

„Na, wir sind ja in einem schönen Zustand,“ sagte Celine, als sie ihre nassen Röcke ausschüttelte. „Was sollen wir jetzt thun?“

„Etwas sehr einfaches,“ antwortete Antoinette; „da unten ist die Meierei Val-Clavin, wir gehen hinunter und fordern Gastfreundschaft von Evonyme, der sich beeilen wird, ein Bündel Reisig ins Feuer zu werfen, um uns ein bißchen zu trocknen.“

Celine protestirte laut. Evonyme hatte den Abend vorher mitgetheilt, daß der Forstmeister bei ihm frühstücke; was sollte dieser Herr denken, wenn Antoinette und ihre Dienerin, wie zwei Zigeunerinnen zugerichtet, plötzlich ankämen?

„Der Herr wird denken was er mag,“ sagte Antoinette.

Während sie diese Worte, ziemlich kurz angebunden, hören ließ, trat sie entschlossen aus dem Wald und schritt, ohne Rücksicht auf das noch in den Halmen stehende Korn Evonyme's, in gerader Linie auf die Meierei zu. Celine folgte ihr humpelnd. Antoinette ging über den großen Hof, ohne sich um das Gackern des ausgefuchelten Geflügels und um die erstaunten Blicke der Bäckerin zu kümmern. Dann wandte sie sich rasch, wie um sich keine Zeit mehr zur Ueberlegung zu lassen, nach der Wohnung Evonyme's, die sie erhobenen Hauptes ungestüm aber mit laut pochendem Herzen, an das sie ihren durchnäßten Strauß preßte, betrat.

(Fortsetzung folgt.)

Modeschönheit und Schönheitsmoden.

Von Fritz Koegel.

Die medicische Venus, modisch angethan im Ballsaale, dürfte sich nicht auf einen neuen Schönheitskampf einlassen; kein moderner Paris würde ihr einen Preis zuerkennen. Es möchte ihr ergehen, wie Goethe's Helena im Faust, die den Hofdamen zu plump ist. Ihren Kopf würden Nebenbuhlerinnen, Cavaliere und sonstige sachverständige Leute zu klein befinden, die Augen zu ausdruckslos, ihre Farben zu gesund; Handschuhe müßte sie Nummer Sieben tragen, ihre Taille — man würde behaupten, sie hätte gar keine, und gar die Füße! Wo wären die deutschen Tanzstiefelchen zu finden, die diesem großen griechischen Fuß ballmäßig zierliche Formen anpressen könnten! Ihren Gang zu beurtheilen, würden die strengen Richterinnen keine Gelegenheit finden: sie würde im modernen Anzug gar nicht gehen können. Genug, die Hoffnung, als Ballkönigin glänzen zu können, würde ihr bald zerrinnen.

Die Venus ist noch eben so schön, wie zur Zeit des Praxiteles. In Museen, kunsthistorischen Vorträgen und ästhetischen Theatervorstellungen gehen wir uns das noch halb widerwillig ein, aber im Ballsaal und im Leben wissen wir mit dieser „antiken“ Schönheit nichts mehr anzufangen, und unser Schönheitsideal ist ein anderes geworden. Es ist kleiner, viel kleiner als die alten Göttinnen und Heldenweiber; zierlich und zart, darf es dem Manne höchstens bis zur Brust reichen. Die heutige Schönheit ist mit dem Garten und Schwachen unlöslich verbunden, wie denn auch das Geschlecht ununterschieden das „zarte“, „schwache“ und „schöne“ genannt wird. Die heutige Schönheit steht nicht mehr ganz fest und sicher auf ihren Füßen: der elegante Schuh gilt mehr als der wolgeformte Fuß; vom himmelhohen Haden bis zur steil abfallenden überzierlichen Spitze drückt überall der tyrannisch kleine Schuh, der, die Natur verbessernd, modische Formen „erpreßt“. Auf welche Weise man einer wolgebauten Gestalt eine Taille von 45 Centimetern abzwängt, wissen die Schneiderinnen und Kammerzofen; eine schmale Taille gehört aber nothwendig in das moderne Schönheitsideal, das durch Schlankheit ersetzen muß, was ihm an Größe abgeht. Ein Lyriker, der die rundliche Fülle seiner Geliebten pries, beging eine arge Sünde gegen den Zeitgeist, der runde Formen nur duldet, wenn sie, eng eingeschnürt, knappe Festigkeit heucheln. Die launisch wechselnde Mode ist hierin selbstsam beharrlich: die überflankt aufgeschossenen Taillen bleiben mit all ihrer finger-spannbreiten Umfanglosigkeit auf allen Modenzeitsbildern unverändert dieselben. An solcher „gepreßten“ Schönheit ist alles schlank, alles eng und alles zu klein: die Füße, die Hände, die Taille, der Mund, die Stirn und die Nase, nur nicht das — Auge.

Tellergröße, dunkel funkelnde Augen, die ein handbreites schneeweißes Gesicht überglänzen, das ist, wofür wir schwärmen. In die Augen, in denen beinahe das Herz liegt, hat sich die liebesentzündete Sentimentalität unserer Zeit zurückgezogen. Immer sind's die Augen, die's ihm „angethan“ haben, und unter hundert neudeutschen Liebesliedern singen neunundneunzig von „Wunderaugen“. Diese „magisch“ tiefen Augen überfunkeln auch die Linien des Gesichtes; ihnen zu Liebe verzichten wir gern auf den strengen Schnitt und übersehen die eigensinnige Form des widerspenstigen Räsens. Wir sind eben „Coloristen“ auch hier. Die medicische Venus konnte nur in Marmor gemeißelt werden, ihre Vollgestalt verlangte gebieterisch die sinnlich runde Nachbildung. Freilich ist sie immerhin etwas seelenlos und im vielseitigen Augenausschlag wenig geübt. Eine heutige Schönheit muß gemalt werden, damit all der feilsch mystische Duft mitgemalt werden könne, der von ihren Augen austrahlt. Der kalte Marmor, der mitleidlos objectiv, ohne zu färben oder zu verschönern, feste Formen abbildet, würde ihr zu viel thun, weil er ihren geistigen Vorzügen nicht genug thut. Wer sich nicht malen lassen kann, läßt sich wenigstens photographiren, natürlich ein Brustbild, das Gesicht nach vorn gewandt, damit wieder die Augen Bild und Beschauer beherrschen können. Wer sich im Profil abnehmen läßt, hat sicher ein sehr schönes Profil und sehr häßliche Augen.

Die unbestrittene Herrschaft des „Brustbildes“ auch in der Porträtmalerei zeigt, wie sehr unser ästhetisches Interesse

an menschlicher Schönheit verkümmert ist: von der ganzen frei bewegten Menschengestalt nur ein Ausschnitt, nicht Formen mehr, nur geistige Züge und nicht Farben, nur Schatten und Lichter. Die moderne Vergötterung des Gesichtes wäre für die Alten eine Torheit und ein Aergerniß, denn freilich, so schön geschnitten ihre Frauenköpfe sind, Züge, eigene, persönlich geistige Züge haben sie nicht; ein kluger Bäckisch hat heute davon mehr aufzuweisen, als Venus und Juno zusammen.

Der charaktervolle kleine Bäckisch hat es auch vor der Venus voraus, daß er eigensinnig ist, Gedanken im Köpfchen hat, kurz, daß er — interessant sein kann. Das Interessante aber ist uns Modernen das Schöne. Die mathematisch zierlichen, langweilig lieblichen Puppengesichtchen in den Modenzeitaltern würden im Leben wenig Glück machen, Niemand würde sie hübsch finden. Nicht schön genug, um bewundert zu werden, zu wenig häßlich, um interessant zu sein, — was sollte man mit ihnen anfangen? Jrgend welche „Züge“ muß eine moderne Schönheit haben, und wär's nur ein Eigensinnigkästchen auf der Stirn, ein Schmolzwinkeln am Munde; Grübchen und Lächeln allein thun's nicht, ebenso wenig die gattungsmäßige Schönheit allein, die nur in vollendeten Formen ein Weib bildet. Ich bezweifle, daß eine moderne Schönheit dumm oder nur ungeistig sein kann. Matart's formfüllige, sinnliche Wiener Frauengestalten sind so wenig modern, wie das sorglose Wiener Faschingsleben; im Grunde sind sie aus vergangenen Jahrhunderten heraufgeholt, von den alten Venezianern, Rubens' überkräftige Weiber sind ihre nahen Verwandten. Für unsere Tage sind sie zu gesund, nicht geistig und nicht — häßlich genug, um als schön zu gelten. Ein wenig Häßlichkeit, vielleicht auch ein wenig viel, muß allem beigemischt sein, das wir Modernen schön finden sollen. Das einfach Schöne, in sich Ruhende langweilt uns und das Urfegunde, das keine Nerven kennt, gilt uns für unempfindlich derb. Ein Hauch des geistreich Bleichen, nervös Krankelnden liegt über allen echt modernen Schönheiten. Man möchte meinen, daß sie alle an Migräne leiden, meisterhaft „Spitzen köpelt“, leidenschaftlich für neuromantische Musik schwärmen und früh sterben werden. Raphael fand die Urbilder seiner Madonnen noch unter den römischen Bäuerinnen; die Mädchen von heute müssen gebildet sein, wenn sie schön sein wollen; das Urbild des modernen Frauenideales würde ein heutiger Raphael am Ende wol nur unter den — geprüften Lehrern finden.

Seit ein Mann sich fast schämen muß, für schön gehalten zu werden und sich sehr schämen sollte, wenn er nur schön ist, gilt auch die reine weibliche Gattungschönheit nicht mehr. Die Frauen wurden gebildet mit den Männern, aber zugleich nervös und häßlich. Vielleicht wenn einmal nach vielen hundert Jahren jüngere kräftigere Völker auf den Trümmern unserer untergegangenen Cultur wohnen, wird neben der männlichen Leibeskraft die weibliche Geschlechtschönheit wieder gelten. Jene Völker der Zukunft meißeln sich gewiß eine neue medicische Venus, wenn die alte mit der alten Cultur zer schlagen ist.

Im Zwischenact.

Eine Plauderei von Hugo Klein.

„Mein Herr, darf ich Sie auf einen Augenblick um Ihren Theaterzettel ersuchen?“

„Mit Vergnügen!“

„Ich danke, mein Herr.“

„Kein Grund dazu. Wenn Sie über etwas im Unklaren sind, mein Fräulein, will ich Ihnen gern Auskunft geben.“

„Im Unklaren? Nein. Ich habe mich nur versichert, daß der Darsteller des Königs Philipp wirklich derselbe Herr ist, den ich jüngst auf der Strafe gesehen. Er war damals so jung und erscheint in der Maste so alt. Wie peinlich für die Schauspieler, sich auf der Bühne manchmal alt machen zu müssen! Es muß ja grauenhaft sein, wenn ein junger Mensch im Spiegel plötzlich ein altes Antlitz sieht und bei der unverkennbaren Lehnlichkeit sagen muß: Das bin ich, wirklich ich! Um allen Applaus der Welt möchte ich vor dem Spiegel dies unheimliche Gefühl nicht haben!“

„Viele finden aber eine derartige Verstellung recht unterhaltend.“

„Ich nicht!“

„Die Damen sind auch selten in dieser Lage. Es kommt kaum vor, daß sie sich auf der Bühne alt machen müssen. Es ist im Gegentheil gewöhnlich ihre Pflicht, dort so jung wie möglich zu erscheinen. Und dieses Pflichtgefühl übertragen sie dann auch auf das Leben.“

„Das lasse ich mir gefallen. Ich bin so gern jung.“

„Sie werden die Jugend immer lieber gewinnen, je älter Sie werden. Erst wenn das Alter wirklich mit uns in den Spiegel geblickt hat, beginnen wir die Jugend nach ihrem vollen Werthe zu schätzen.“

„Das können Sie unmöglich aus Erfahrung wissen!“

„Warum nicht? Ich war jedenfalls einmal jünger. Mit achtundzwanzig Jahren —“

„Ist man noch jung. Männer brauchen überhaupt nicht jünger zu sein. Es wäre gerade recht, wenn sie mit achtundzwanzig Jahren auf die Welt kämen.“

„Wenige dürften damit zufrieden sein! Ich selbst würde damit eine große Einbuße zu beklagen haben. Und unser König Philipp dort oben wäre dann noch gar nicht einmal auf der Welt.“

„Wirklich? Ist er gar so jung?“

„Er wird erst im Frühjahr achtundzwanzig.“

„Kennen Sie ihn so genau? Sie sind wol in den Theaterverhältnissen sehr bewandert?“

„So ziemlich.“

„Sie kommen oft ins Theater?“

„Nur im Winter. Ich bin Grundbesitzer und habe das ganze Jahr mit der Landwirtschaft zu thun. Nur im Winter, wenn die Arbeit ruht, komme ich auf einige Monate in die Residenz. Es überrascht mich übrigens, daß Sie den Darsteller des Königs nicht kennen — er ist ein sehr beliebter Schauspieler.“

„Wol möglich; aber ich sehe ihn auf der Bühne zum ersten Mal. Sie müssen nämlich wissen, daß ich fast niemals in das Theater komme; ja ich war erst ein einziges Mal in der Oper, bei einer Aufführung der „Zauberflöte“. Aber „Don Carlos“ wollte ich um jeden Preis sehen —“

„Das ist also überhaupt Ihr zweiter Theaterbesuch?“

„Ja wol!“

„Wirklich? Wie kommt das?“

„Das ist sehr einfach. Mein Vater ist Rath im Ministerium. Seine Einkünfte sind nicht gering — aber ich habe noch sechs Schwestern und zwei Brüder. Sie begreifen, daß man da sparjam sein muß. Wir scheuen also auch die hohen Theaterpreise. Die Oper besuchten wir nur, als Papa befördert wurde.“

„Ich verstehe.“

„Es ist wol eigentlich nicht recht, daß ich Ihnen so unsere Verhältnisse ausplaudere — aber ich weiß nicht, wie es sich fügt, Sie kommen mir gar nicht fremd vor und ich muß Ihnen schon alles sagen, was mir durch den Kopf geht.“

„Sehr liebenswürdig! Wie kommt es denn nur aber —“

„Daß ich heute hier bin? Das soll ich Ihnen auch verrathen? Nun denn, so schwer es mir wird — ich bin heimlich hier!“

„Wirklich?“

„Wirklich! Ich mußte einmal „Don Carlos“ sehen! So habe ich mir denn von meinem Nadelgelbe Kreuzer auf Kreuzer zusammen-gespart — bis es reichte, ein anständiges Billet zu kaufen, und da bin ich nun! Ach, mein Herr, mein Plan hat mich Wochen lang unterhalten. Wie habe ich mir das alles ausgemalt! Wie ich mich aus dem Hause schleichen, ins Theater eilen wollte! Wie bestürzt die Eltern bei der Entdeckung meiner Abwesenheit sein werden, wie verzweifelt die Schwestern, wie die Brüder zu allen Bekannten und Verwandten eilen, mich zu suchen! Es schien mir das alles sehr amüßant. Aber jetzt —“

„Jetzt —?“

„Jetzt wird mir recht bange, ja ich empfand schon Reue beim Eintritt in das Haus.“

„Aha!“

„Es war doch nicht recht, was ich gethan habe.“

„Gewiß nicht!“

„Die Eltern und die Geschwister werden ernstlich befragt um mich sein. So etwas ist bei uns noch nicht vorgekommen. Der Vater wird sehr zürnen.“

„Mit Recht!“

„Und dann allein nach Hause gehen — zwischen diesen vielen Menschen allein — durch die dunklen Gassen — einen weiten Weg. O, ich habe sehr unüberlegt gehandelt.“

„Ich kann Ihnen nicht widersprechen.“

„Also auch Sie! Nun habe ich vollends keine Freude mehr an meinem lieben Stück. Die Reue vergällt mir das ganze Vergnügen! — Ein Mädchen ist doch recht zu beklagen!“

„Ihre Augen schwimmen ja in Thränen — nun, so ernsthaft müssen Sie die Sache doch auch nicht nehmen. Ich will Ihnen in Ihrer schwierigen Lage helfen.“

„Wie das?“

„Vor Allem werde ich Sie nach Hause begleiten und für alle Fälle Ihr Ritter sein. Damit aber der Vater auch nicht zürne, will ich Sie bis in den Kreis Ihrer Familie führen.“

„Das wäre mir ein schönes Mittel.“

„Sie glauben nicht?“

„Einen jungen Herrn zum Begleiter! Gerechter Gott! Papa wäre im Stande, mich aus dem Hause zu jagen!“

„Nun — nun! — Ich werde ihn schon beschwichtigen!“

„Ich habe wenig Vertrauen dazu!“

„Ich will ihm eine Rede halten, will ihm sagen, daß mich ein glücklicher Zufall an Ihre Seite geführt, daß ich Ihr Beschützer war und Ihnen nichts Schlimmes zugestoßen ist, daß Ihre Anmuth, Ihre Jugendfrische, Ihre liebenswürdige Zutraulichkeit einen tiefen Eindruck auf mich gemacht haben. Kurz, ich will noch diesen Abend um Ihre Hand anhalten. Das würde Ihren Vater doch entwasfen! Wie?“

„Welcher Einfall! Er ist zum Lachen! Wenn man Sie beim Worte nähme? ...“

„Ich würde es nicht beklagen. Freilich macht sich bergleichen nicht so schnell. Was könnte Ihr Papa etwa auf meine Werbung erwiedern?“

„Ueberlegen wir es.“

„Gut! Er könnte sagen: Mein Herr, ein so rasch aufstachelndes Strohhalm der Liebe gefällt mir nicht. Ich bedauere, Ihren Antrag nicht annehmen zu können. Würde er wol so sprechen?“

„Nun, ich weiß nicht recht. — Ein Papa mit sieben Töchtern sagt dergleichen wol sehr selten.“

„Schön! Dann wird er also etwa so antworten: Mein Herr, die Entscheidung in dieser Frage gebührt in erster Linie meiner Tochter. Dann würden Sie sich selbst, mein Fräulein, zu äußern haben.“

„Freilich! Das könnte sich so fügen.“

„Sie könnten dann wieder Verschiedenes sagen. Vor Allem könnten Sie erklären, daß ich Ihnen als Ritter recht war, daß Sie mich aber nicht zum Gatten haben möchten. Dann werde ich mich, mein Schicksal bedauernd, respectvoll zurückziehen.“

„Sie würden für die Komödie, die Sie mit meinem armen Vater spielen wollen, verdienen, daß ich etwas ganz Anderes sage.“

„Nichtig! Sie können auch etwas Anderes sagen. Sie können sagen, dieser Herr Berthold — ich heiße nämlich Gustav Berthold — hat keinen ganz ungünstigen Eindruck auf mich gemacht. Um ihm aber fürs Leben die Hand zu reichen, müßte ich ihn näher kennen lernen. Wenn Sie diese Antwort geben, mein Fräulein, wird mich Ihr Vater aller Wahrscheinlichkeit nach einladen, Ihr Haus öfter zu besuchen und ich kann für die Dienste, die ich Ihnen heute erwiesen habe, auf den Lohn rechnen, mich noch einige Male Ihrer liebenswürdigen Gesellschaft erfreuen zu dürfen. Nach vier Wochen können Sie dann meine Werbung endgiltig zurückweisen.“

„Also Eins von Beiden müßte geschehen?“

„O nein, mein Fräulein! Außer diesen beiden Antworten gibt es noch eine dritte, die Sie geben könnten. Sie könnten sagen: Die Ehe ist nur ein Glücksspiel, und wenn man die Hand einmal in die Urne gelegt hat, mag man noch so lange unter den Kosen wählen — man ist niemals sicher, keine Riete zu ziehen. Darum will ich es mit diesem Herrn Berthold, rasch entschlossen, versuchen. Vielleicht ist es keine Riete, die ich mit ihm ziehe. Eitem Haupttreffer sieht er allerdings nicht ähnlich. Ich bin aber zufrieden, wenn er sich nur als ein Nebentreffer herausstellt.“

„Ich möchte Ihre Miene sehen, wenn ich das sagen würde.“

„Dieses Vergnügen könnten Sie sich leicht verschaffen und mich zugleich damit sehr glücklich machen!“

„Sprechen Sie jetzt im Ernst?“

„Im vollsten, tiefsten Ernst! Ich habe bereits Ihre liebenswürdigen Eigenschaften genannt, die mein Herz gewonnen haben.“

„Ich hätte wirklich auf Sie Eindruck gemacht?“

„Diesen, innigen Eindruck! Können Sie daran zweifeln?“

„Aber Sie haben mich doch Anfangs gar nicht beachtet —? sonst hätte ich mich auch gehütet, Sie anzureden.“

„Ich will aufrichtig sein. Ich sah Sie flüchtig an, als Sie

Ihren Sitz einnehmen. Da Sie aber keine außerordentliche Schönheit sind, war mir an Ihnen nichts auffallend."

"Sie haben mich den ganzen Act kein einziges Mal angesehen."

"Sind Sie mir deshalb böse? Ich bitte, verzeihen Sie diese große Unterlassungssünde! Ich will dafür zur Sühne das ganze Leben Ihrer Betrachtung weihen."

"Hm..."

"Welche Antwort werde ich erhalten?"

"Sie werden es früh genug erfahren!"

"Soll das eine Drohung sein?"

"Da ich keine außerordentliche Schönheit bin —"

"Das ist unzulänglich. Aber Ihre jugendliche Grazie, der heitere Blick Ihrer herzenguten Augen, Ihr schelmisches Lächeln muß dennoch bezaubern."

"Sie wollen Ihre Unhöflichkeit gutmachen!"

"Ich will Sie das ganze Leben bewundern. Werden Sie mich abweisen?"

"Vielleicht!"

"Ober auf spätere Zeit vertrösten?"

"Möglichstweise."

"Ober meine Werbung annehmen?"

"Die Sache fordert Ueberlegung —"

"Diese Ungewißheit ist marternd! Ich fühle es, es würde mich zu hart treffen, abgewiesen zu werden. — Ich werde es nicht wagen, um Sie zu werben. — Oder darf ich es wagen?"

"Wagen — wagen kann man ja immerhin..."

"Und Sie lächeln bei diesen Worten, Sie schenken mir einen zärtlichen Blick! O, mein Fräulein, meine liebe süße Braut, Sie sind —"

"Pit! Der Vorhang geht auf..."

Unsere Illustrationen.

Die Frau des Gladiators (s. d. Illustration auf der Titelseite). Die moderne englische Malerschule entwickelt besonders nach zwei sehr entgegengegesetzten Richtungen hin eine sehr bedeutende originelle Kraft und Leistungsfähigkeit: in der Darstellung des Lebens weit hinter uns liegender historischer Epochen und in der feinsinnigen Schilderung des Daseins und Empfindens in Leid und Freud der Kinder unseres Zeitalters, ganz speciell des englischen Volkes und — wieder ganz speciell — der wohlhabenden Klassen desselben. Seltener ist es bei dieser par excellence reisenden Nation, daß ihren Malern die Bilder aus fremden Zonen — z. B. ihre orientalischen und indischen Darstellungen, d. h. die abgeschlossenen Gemälde dieses Genres — viel weniger gerathen wollen, als jene, in welchen sich die antiken und die modernen heimischen Menschen und Zustände spiegeln. Frederick Blais Leighton, der heutige Director der Royal Academy zu London, hat besonders in erfrischer Richtung sehr Bedeutendes geschaffen und große Erfolge geerntet. Er ist zugleich Bildhauer; als Zeichner und Maler ein Schüler unseres Steinle in Frankfurt a. M. Von seinen Gemälden antiken Genres sind „Elektra am Grabe Agamemnons“, „Die Bräute von Syrakus“, „Herkules ringt mit dem Tode“, „Die verlassene Ariadne“, „Griechische Mädchen, Steine am Strande suchend“, „Dädalus und Icarus“, „Helios und Rhobos“ zu citiren. Ihnen schließt sich das Original unseres Holzschnittes würdig an. Diese Schilderung der Vorgänge in der ungeheureren Zuschauermenge einer römischen Arena setzt ein tief eindringendes Studium des kaiserlichen Rom, seiner Bildwerke und seiner Schriftsteller, und eine seltene Fähigkeit, sich in jene fremde verunkunte Welt und in die Empfindungsweise ihrer Menschen hinein zu versetzen, voraus. Wer wollte bestreiten, daß die dargestellte Scene möglich und wahrscheinlich gewesen sei? Die Gladiatoren verdammte kein Gesetz zum mörderischen Cölibat. War einer von ihnen aber verheiratet — warum sollte kein Weib nicht dasselbe Entsetzen, denselben Jammer empfinden, wie jedes andere, das seinen Mann liebt, wenn es dessen krafttrogende lebensschwelbende Gestalt auf dem blutüberfrönten Sande dahingestreckt sieht, den siegreichen Gegner über ihm mit gezücktem Schwert oder Dreizack, von der zur wahnwitzigen Mordlust und Blutgier erregten Masse des Publicums auf den Seiten des Amphitheatere die Entscheidung erwartend, und laufend, ob er zustoßen solle oder nicht?

Nirgends liegt das unselige Weib die leiseste Neigung menschlichen Mitgeföhls in den Gesichtern der Zehntausende, welche den ungeheuren Raum auf allen Plätzen erfüllen. Sie vermag nicht mehr hinzublicken, sie will hinaus ins Freie, wo sie das wilde Gebrüll der blutberauschten Menge nicht mehr hört, den brechenden Blick ihres Gatten nicht mehr sieht. Von Grauen gepackt und erschüttert, wankt sie die Stufen zum Ausgang hinab; und ehe sie diesen erreicht hat, wird der gellende Todesgeschrei an ihr Ohr schlagen, der ihr verkündet, daß des triumphirenden Gegners Stahl ihres Mannes Herz durchbohrt und bald die eisernen Haken, an denen der Leichnam hinausgezerrt wird aus der blutbesprengten Arena, sich in seine ehernen Muskeln schlagen werden. L. P.

Die beiden Schwestern (vgl. S. 301 u. 302). Es ist eine alte Pariser Geschichte, welche das vielbewunderte Bild des Malers Giron erzählt. Die Romandichtung wie die Malerei haben ihren Gegenstand wiederholt behandelt. Wiederholt sie sich in der Pariser Wirklichkeit doch immer von Neuem!

Derselbe Baum trägt sehr verschiedene Früchte; demselben Elternpaar erwachsen Kinder, deren Naturell und Schicksal sie in weitab von einander liegende Lebensbahnen drängen. Zwei Schwestern, im Alter wenig von einander unterschieden, sind die Freude, der Sonnenschein ihres elterlichen Hauses. Es ist das eines ehrlichen, tüchtigen und geschickten Pariser Arbeiters, der, von den fleißigen Händen seines Weibes unterstützt, durch rastlose Thätigkeit für sich und die Seinen den bescheidenen Lebensunterhalt gewinnt. Die Mädchen wachsen heran und immer entschiedener entwickeln sich die Gegensätze ihrer beiden Naturen. Der Mutter zur Hand gehen, im Hause helfen, wo und wie sie es irgend vermag, jeden kleinen Verdienst, den Fleiß und Anstellung ihr schon im kindlichen Alter erworben, dahin geben, um den Eltern die Sorge zu erleichtern, das ist der Stolz und die Lust der einen Kleinen. Ihre Schwester ist ein reizendes Kind mit lichtblonden Haaren und lachenden blauen Augen, die sich viel lieber auf die glänzenden und begehrenswürdigen Dinge auf der Straße und an den Schaufenstern der Modisten und Juweliere, als auf Nabel und Fäden in den eigenen kleinen Fingern und die Gegenstände des simplen Hausraufes richten. Diese Finger aber zeigen sich am geschicktesten, wo es gilt, die eigene zierliche Person zu putzen und zu schmücken, die an sich selbst noch größeres Wohlgefallen hat, als an allem Anderen. Und nur zu bald erfährt sie es bei jedem Gange über die Gasse, daß das Wohlgefallen an ihr von allen jungen Burtschen, aber auch von den älteren Herren, die ihr begegnen, ob vornehm oder ge-

ring, durchaus getheilt wird. Man bleibt stehen, wenn sie, ihre Füßchen trotz der groben Schuhe grazios und gefällig legend, vorübergeht und blickt ihr lange nach. Sie weiß es und fühlt es, auch ohne daß sie sich umzuwenden braucht. Und nicht Alle beschränken sich auf das An- und Nachblicken. Bald hört sie zärtliche und bewundernde Worte an ihr rosiges Ohr flüstern; bald weiß sie, daß dort in jener Straße ein Freund ihrer wartet, wenn sie das Modistenatelier oder das große Magazin verläßt, in dem sie als Arbeiterin oder Verkäuferin angestellt ist. Der Erste ist vielleicht ein Jugendgenosse aus dem Quartier, ein Student, ein junger Künstler, ein Commis, dessen Weg ihn regelmäßig um die gleiche Stunde durch dieselbe Straße und denselben öffentlichen Park oder Garten führt, welchen die reizende Kleine geht. Aber diese ist nicht von dem Schlage derer, für welche „un chaudière et son coeur“ das Ziel der Wünsche und den Gegenstand ihrer Lieblingsträume bildet. Ihr Herz bleibt sehr kühl bei den von ihr entsprochenen Gluten der Herzen derer, die um ihre Liebe werden, wenn diese ihr nichts anderes zu bieten und zu versprechen haben, als eben dies Herz und im günstigsten Fall die Aussicht auf ein bescheidenes Familienglück, ein Leben voll Arbeit und Entbehrung, ähnlich dem ihrer eigenen Eltern. — Dann aber geschieht es eines Tages, daß das schöne Kind daheim vergebens erwartet wird und daß es auch an allen den folgenden Tagen nicht heimkehrt. Es ist untergetaucht und verschwunden in dem Meer: Paris. Unter den Toten, die man aus der Seine sichtet, unter den Verunglückten und den Selbstmörderinnen wird ihr Leichnam nicht gefunden. Nicht den Tod hat sie gesucht, sondern das volle Leben in ihrem Sinn, und dem Kinde des Volkes, das aussieht und geartet ist wie sie, öffnen sich tausend breite Wege dazu. Es hat nur zu wählen. — Für die Eltern, für die Schwester aber ist sie verloren für immer. Sie mögen kaum ahnen, daß jener neueste Stern der „Hauts Gomme“, von dessen Glanz und dessen tollen Abenteuern und dessen Verschwendung die „mondaine“ Chronik der Boulevardjournale ihren Lesern täglich zu erzählen hat, die berühmte Baronin de St. X., Niemand anderes ist, als diese Verlorene. — Die andere Schwester ist von einem braven Mann, einem Arbeiter, wie der Vater, heimgeführt worden. Sie muß schaffen und sich mühen wie er, und wie sie es als Mädchen und Tochter gethan, nun auch für die eigenen Kinder. Wenn man auf dem Bau, bei welchem der Mann beschäftigt ist, Feuerabend macht, so ist sie mit den Kleinen schon da, um deren Vater abzuholen und ihn freudig ihrem Heim zuzuführen. Diese Stunde des Tages kurz vor der des Diners ist zumal in den Herbst- und Frühlingmonaten die, wo, besonders auf den alten Boulevards und dem ganzen Wege die Rue royale entlang und über die Champs Elysées zum Bois hin, das glänzendste Leben sich entfaltet, der Wirbel der blendendsten und mannigfachsten Erscheinungen brausend über den Macadam dahinstutet. Elegante Equipagen, Demimons, Landaus, von edlen Gespannen gezogen, Char-à-banes, Four-in-Hands, Tilburys, Cabriolets; Kutscher und Lakai in tabellos correcter Haltung auf dem Vordach der einen; die Pferde der anderen von den Herren oder den Herrinnen derselben eigenhändig gelenkt; schöne Frauen in brillanter Toilette in die Seidenpolster müde und lässig zurückgelehnt, oder ringsum lognirend und kokettirend; Cavaliere auf kostbaren Racepferden, vertraute Grüsse mit jenen Damen tauschend, und inmitten dieses Gewühls der Wagen und Kasse, die im Innern wie auf der Imperiale dicht besetzt, schweren riesigen Omnibusse, die Fiaker, die Fußgänger, welche günstige Momente und Lüken erspähend, sich mit dem Geschick, das Uebung und Gewohnheit geben, durch den Strom hindurch von einer Straßenseite zur anderen hinüber kämpfen — das Alles erfüllt in stutender Bewegung, schimmernd und blitzend im Schein der tiefstehenden Sonne, die ganze Breite jener Wege, am dichtesten dort, wo die Rue royale auf den Boulevard Madeleine mündet und die römische Tempelfassade dieser Kirche der vornehmsten Welt sich über den Wipfeln der Platanenreihen des Boulevard erhebt.

Diese Stelle desselben hat jene Arbeiterfrau mit ihrem Manne und den Kindern zu überschreiten, um nach Hause zu gelangen. Das rauschende und glänzende Gewühl um sie herum kümmert sie wenig. Längst hat sie die Gewohnheit dagegen abgestumpft. Heut aber bannt ein Anblick sie plötzlich an ihre Stelle. Hart an dem Trottoir, das sie glücklich erreicht haben, vorüber rollt, von einem Gespann von Racepferden gezogen, ein Landau dahin, hingegossen auf seinen dunkelblauen Polstern ruht ein weibliches Wesen, nicht Mädchen und nicht Frau, in lichtfarbiger Frühlingstoilette von raffinirter Eleganz und höchster Kostbarkeit, eine prächtige Blondine, aber mit abgepannten Gesichtszügen, müden, halb geschlossenen Augen unter den breiten Lidern. Die natürliche Blüte der Wangen ist längst dahingeschwunden; eine künstliche aus rosigem Puder muß sie ersetzen. Aber wie die Zeit und das Leben dieses Weibes einstiges Aussehen auch gewandelt haben mögen — der Blick der Schwester hat sie erkannt, die Verlorene, die so viel Schmach und Schmerz auf des Vaters ehrlichen Namen gehäuft hat. Auch diese weiß es in demselben Moment, wer dort neben ihrem Wagen steht. Warum ziehen die Pferde nicht an, daß es im Fluge vorüberginge an dieser Frau, die sich wie eine lebendige Wahnung des Gerichtes ihr in den Weg stellt! Aber irgend eine Stockung in der dicht gedrängten Wagenmenge zwingt die Thiere, langsam zu gehen. Vergebens wendet Madame den Blick zur Seite. Sie fühlt dennoch den Blick der zornigen wolbekannteren Augen der Schwester, sieht die mit der unheilvollen Fluggeberde der Finger gegen sie ausgestreckte Hand derselben und hört durch allen Lärm, alles Klärrasseln, alles Anarren und Klirren der Geschirre, alles Schnaufen und Wiehern der Pferde, alles Geschrei der ambulanten Straßenverkäufer den Ruf von den schwelgerischen Lippen: „Malheur à toi!“

Diese Scene jener alten und immer neuen Pariser Geschichte oder Familientragödie schildert Giron's Gemälde mit der ergreifenden Macht der Wahrheit und einer ganz außerordentlichen Kunst der malerischen Darstellung. Die Beobachtung und die Wiedergabe der Wirklichkeit in dem ganzen Licht- und Lufteffect des großen Bildes, wie in allen Einzelheiten, jeder Gestalt, jedem Wagen, Pferde und Stoff ist bewundernswürdig. Besonders anzuerkennen ist dabei noch die Freihaltung des Vorganges von allem Theatralischen. Er spielt sich so verhältnismäßig wenig beachtet von der Menge ab, wie das unter solchen Bedingungen immer gesehen wird. Eins nur will uns nicht ganz getroffen erscheinen: die vor dem Wagen stehende Schwester hat Gesicht und Blick nicht genau der darin sitzenden zugewendet. Versetzt man die Richtung der Kopfwendung und auch die des vorgestreckten Armes, so trifft sie vielmehr die elegante junge Schöne im zweiten Plan, welche das Gespann ihres Char-à-banc mit eigenen Händen lenkt, als die Hauptfigur im Vordergrund. Erst seit der Maler seine bestimmte Absicht, in letzterer die verlorene Schwester darzustellen, in der Antwort auf eine direct an ihn gerichtete Anfrage ausgesprochen hat, habe ich die Meinung ausgegeben können, daß nicht jene Wagenlenkerin diejenige sein sollte, welcher die Geberde und die Verwünschung der ehrlichen Frau aus dem Volke gilt. L. P.



Der Herbst steht vor der Thür! So lautet der Mahnruf der Mode, der mit einem Schlage all die schönen Reminiscenzen der sonnigen Sommerzeit, heitere Reisebilder, friedliche Erinnerungen an idyllische Villenzeit, an bunte Strandscenen und hundert andere Erlebnisse in den Hintergrund drängt und zu den Forderungen der Gegenwart zwingt. Aber die Getreuen der Mode folgen ihrem Rufe gern: ist doch, was sie zu bieten hat, auch lockend und schön! Für die verblühende Pracht der Blumenwelt, für die welkende des üppigen Laubes der frische Glanz edler Stoffe, Sammet, Brocat und Seide, schimmernde Metallsäden, unverwundliche föstliche Blumen und edle Perlen von bezauberndem Glanz! Genügt nicht diese kurze Aufzählung, um für das Verlorene zu entschädigen und die Gedanken auch der minder Getreuen für die Mode zu enthußasmiten?

Zwischen meinen letzten und den heutigen Mittheilungen liegt der Abschluß eines Quartals; jene enthielten bereits die Novitäten an Herbst- und Winterstoffen, wie sie der in- und ausländische Textilmarkt bei Beginn der Saison uns im Großen und Ganzen aufweist. Nach und nach erst entwickelt sich hieraus der Geschmack und die Vorliebe für einzelne besonders schöne und praktische Stoffe, und so kann schon jetzt eine bevorzugende Strömung zu den weiden Vigognestoffen, Tuchen, Bijongeweben zu Haus- und Straßencostümen, für Sammet zu eleganten Promenaden- und Bisitenkleidern konstatiert werden. Bezüglich der Farben ist die Mode sich ziemlich treu geblieben; ein etwas schwermüthiger Charakter waltet darin immer noch vor, und selbst wo zwei an sich lebhaftere Nuancen gepaart erscheinen, ist die Gesamtwirkung eine ruhige, fast gedämpfte zu nennen. Neben der Zusammenstellung von Blau und Roth hat sich die Mode auch in den beiden Contrasten Blau und Bronzegebl versucht. In welchen stumpfen Geweben, wie in den Roppé-Arten oder in Vigogne-Jaspés wird man die Neuerung gern acceptiren; weniger Neigung dürfte dafür sich herausstellen bei glänzenden härenen Stoffen, welche die Abstände der beiden Töne vorlaut und hart erscheinen lassen. Dunkelgrün, indifferentes tiefes Blau, ein ins Bräunliche spielendes Olive, ein stumpfes gesättigtes Rothbraun — das sind Farben, die durch ruhige Bornehmheit allein schon interessieren. Der voraussichtlich durchgreifende Typus der Costüme wird, wie schon angedeutet wurde, in dem weiten faltigen Rock, einer tunika-ähnlichen Draperie und der bisherigen Schopstaille bestehen. Röcke mit Puffen, Bolants oder anderer Garnitur, die Stoffaufwand verlangen, sind durchaus nicht an der Tagesordnung, ja sie wirken fast beztremend gegenüber der edlen Bornehmheit, die in den glatten geraden Falten eines Rockes modernsten Genres ausgeprägt ist. Diese einfache Gebiegenheit wird vielfach noch gehoben durch den Besatz von breiter schwerer Treffe aus Mohair, aus Mohair und Metallsäden oder durch einen Besatz aus geflochtenen Ligen, aus Sammet und Ligen, aus Wollentzen mit aufgenähten Boules (überspinnene Kugeln) aus Pofamentirarbeit etc. Besondere Erwähnung verdient die Fledgarnitur aus Tuch oder Sammet und Lige, schon deshalb, weil sie eine Selbstanfertigung gestattet. Je nach der gewünschten Breite schneidet man einen Tuch- oder Sammetstreifen geraden Fadenlaufes der Quere nach in gleichen Abständen in Streifen, wobei man je 1 1/2—2 Cent. weit vom Längsrande entfernt beginnt, so daß an beiden Längsseiten ein bandähnlicher Rand stehen bleibt. Den mit Einschnitten versehenen Stoffstreifen durchsicht man nun mit Metalllitze, mit Mohairtreffe oder mit Sammetband; zu größerem Effect kann auch eine in der Farbe abweichende Seidenschur mit eingeflochten werden. Von blauem Tuch und Silbertreffe, grünem Sammet und gleichfarbigem Mohairlitze geben diese Geslechte sehr schöne Garnituren, die den unteren Rand eines glatten faltigen Rockes zieren und je nach Art der Tunika auf dieser wie auf der Taille angebracht werden. Von noch erhöhter Wirkung sind die von der Kurbelmaschine mittelst Stickerie von farbiger Seide gefertigten Streifen, die gleichfalls mit Lige oder Sammetband zu durchflechten sind. Von solchen, in bestimmten Abständen in die ganze Breite des Stoffes gearbeiteten Streifen lassen sich einzelne Draperie-



theile der Tunika herrichten. Auf den Aermeln pflegt man diese geflochtenen Streifen der Länge nach, an der Achsel beginnend, anzubringen, womit man der Mode, die Aermel der Länge nach zu garniren, gerecht wird. Auch 4 bis 5 Reihen mit Boules oder Grelots besetzte Ligen zählen hierher. Die weitere Entwicklung der Saison, sowie die Mannigfaltigkeit der Confection und ihres Beiwerkes werden mich später noch wiederholt auf Vorstehendes zurückkommen lassen, heute muß ich der Herbstumhänge etwas eingehender gedenken. Zunächst sei die der Jugend sicher willkommenem Mittheilung gemacht, daß es recht zur Ufance wird, die Costüme mit Confection herzustellen, d. h. einen Paletot, ein Mantelteil oder dergl. passend zu dem Straßentuche zu tragen. Die Mode hat es sich deshalb angelegen sein lassen, Kleider- und Confectionstoffe in möglicher Hart-



monie zu beschaffen, wozu die harenen bure-Stoffe, die Koppés und Bisons sich auch trefflich eignen. Selbstverständlich tragen die Confectionsstoffe, wenn auch aus gleichem Material gewebt, den Charakter wärmeren und fezzeren Gewebes. Die jugendlichen Paletots sind in der Form meist hinten anschließend und vorn sackförmig. Gleiche Form charakterisirt die Mantelets und die längeren Mäntel, die wiederum aus schönen kostbaren Stoffen, aus Sammet broché, aus Seidenfrisé, aus Damastfrisé, aus gemustertem Plüsch u. a. vorrätig sind. Für Promenadenzwecke wählt man einseitigen gern elegante kurze Mantelets mit Charapés, mit wairtem Seidenfutter und Federborbüren oder Chenilleborten, da die langen weiten Mäntel zu früh den Eindruck des Winters hervorruhen, auch die Toilette beeinträchtigen. (Fig. 1 und 2 präsentiren das elegantere Genre solcher Straßenumhänge.) Vielfach sind die Rücken- und Schultertheile dieser Mantelets durchweg mit Passementieren besetzt, unter denen die Boules und Grelots aus schwarzen Schmelzperlen eine bevorzugte Rolle spielen. Die Perle, in jeder Gestalt und Farbe, ist überhaupt ein wichtiges Moment in der Modefrage. Kleider, Confection und Hüte sind ihre Domäne. Nigretten, Federn imitirend, aus Schmelz, Plätter aus Goldstül mit Perlenabern und Einranbung, Beeren aus Perlen und Chenilleblüthen, Atlas- und Sammetblätter mit Grasmimilation aus Perlen; dann birnen- und olivenförmige farbige Perlen; Halbmonde aus Aventurin, rubinrothe Würfelperlen, Plättchen aus irisirendem Glas und Metall — kurzum, der Markt ist darin so reich besetzt, daß es keiner zu regen Phantasie bedarf, um auch mit wenigen Mitteln viel zu erreichen. Einige solcher aus Perlen gefertigten Garniturobjekte zeigen Fig. 3—5, die zu Capote- und runden Hüten für Erwachsene wie für Kinder gleich berechtigt sind.



3.



4.

5.

Beschreibung des colorirten Stahlstich-Modenbildes vom 1. October.

Fig. 1. Morgenanzug. Dieses Morgenkleid aus rothbraunem reys epingle hat lose herabfallende Vordertheile, welche mit lachsrothem satin merveilleux als Futter versehen sind; aus letzterem Stoff hat man die bis zu den Schlenpbahnen reichenden untertretenden Vordertheile gefertigt und dieselben tablierartig mit in Falten arrangirtem Tüll, sowie mit einem Motifre-Richu von gleichem Stoff ausgefattet. Außerdem ist das Morgenkleid mit à plissé gefalteter, theils in Bindungen ausgehäteter, 14 Cent. breiter Spitze, sowie mit Schleifen von 6 Cent. breitem Atlasband garnirt. Zum Schließen dienen Knöpfe und Knopflöcher, sowie Haken und Defen. Morgenhaube aus Spitze und rothbraunem Sammetband arrangirt.

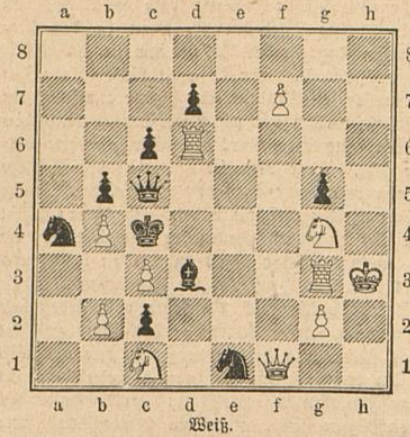
Fig. 2. Herbstmantel. Der Mantel, von welchem die nebenstehende Abbildung die Rückansicht zeigt, ist aus buntgemustertem Doublestoff gefertigt, mit viol-orfarbenem Atlas als Futter, sowie mit Batteneinlage versehen und mit einer Federborbüren garnirt. Zum Schließen dienen Haken und Defen, sowie ein Metallschloß.



Schach.

Aufgabe Nr. 137.

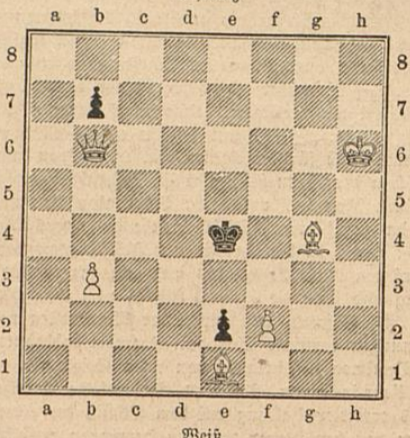
Von Frau A. Smith. (Erster Preis.)
Schwarz.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Aufgabe Nr. 138.

Von Frau E. Laviter in Zürich. (Zweiter Preis.)
Schwarz.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

In einem englischen Problemturnier, an dem nur Damen theilnahmen, wurden die ersten beiden Preise den Damen Frau A. Smith in Brighton und Frau Elise Laviter in Zürich zuerkannt. Wir lassen die preisgekrönten Aufgaben folgen.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 135 Seite 272.

- Weiß.
1. T d 7 — d 3.
Schwarz.
1. T g 5 — d 5 oder e 7 — e 5.
Weiß.
2. T d 3 — e 3 oder D e 3 — c 4 matt.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 136 Seite 288.

- Weiß.
1. e 2 — e 4.
Schwarz.
1. f 4 oder d 4 n. e 3.
Weiß.
2. f 3 — f 4 oder L e 5 — d 6 matt.

Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 34.

Füllrätthsel.

In einer in Wien von Aenigmatias veröffentlichten Räthsel-sammlung (Verlag von Carl Gerold's Sohn) findet man eine neue Gattung origineller Aufgaben, welche „Füllrätthsel“ genannt werden. Der pseudonyme Autor, ein bekannter geistreicher Schriftsteller, schickt folgende Begriffsklärung voraus:

„Ein Füllrätthsel ist eine unvollendete Erzählung oder andere Form der Rede, die durch eine Anzahl zwei- oder mehrmals in derselben Ordnung wiederkehrender Silben zu Ende geführt werden soll. Die sich wiederholenden Worte müssen wesentlich verschieden, aber dem Laute nach einander gleich sein. Buchstäbliche Uebereinstimmung wird nicht gefordert; auch die Quantität und der Accent dürfen wechseln.“

Wir entnehmen dem Buche die folgenden drei Füllrätthsel. Die Zahl der zu wiederholenden Silben wird durch ebenso viel Striche angedeutet, ebenso bezeichnet ein dazwischen gestelltes Komma die Zahl der Wiederholungen.

1. „Mein Freund hat mich verlassen, aber ich hoffe, es wird bald wieder sein — — — — —“
 2. „Du darfst mich um ein empfehlendes Wort beim Minister. Leider war er nicht zu sprechen, und so fehlte es mir zur Befürwortung Deiner — — — — —“
 3. „Erlauben Sie, daß wir Sie als Mitglied unseres Comités aufführen! Sie werden nicht viel Arbeit haben. Aber, wenn man Ihre Unterschrift auf der Liste findet, steigen die Beiträge gewiß auf das Doppelte.“
„Wie?“ entgegnete der Aufgeforderte, „Sie meinen also, es verdoppele Ihre — — — — —?“
- Frage: Wie lauten in den vorhergehenden drei Aufgaben die fehlenden Silben?

Rebus.



Auflösung der Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 33 Seite 288.
Die ältere Dame hatte 15, die jüngere 18 Ellen.

Auflösung der vier Rebus-Aufgaben Seite 288.
Effectvolles Bild. — Tauberbischofsheimer. — Aufpaffer. — Affeturanz.



Toilette, Mode, Handarbeit. B. v. L. in G. C. Krehbig, Berlin, Leipzigerstr. 22, übernimmt das Anweben von Strümpfen. — **Beatrice** in St. Man verwendet zur Smaragd-Stiderei, wie in der betreffenden Beschreibung gesagt ist, buntbedruckten Blüch und umrandet sämtliche Dessinfiguren mit Krausgespinnnt (einem aus farbiger Seide und Goldblau hergestellten krausen Schürchen). — Die Schnittmuster zu den bezeichneten Taillen können Sie durch unsere Administration beziehen. — **J. K.** Gewebten Filet finden Sie bei Schwarz, Berlin O., Gertraudenstraße 10, jedoch ist zu bedenken, daß die Handarbeit ausgeführte Filet sind seiner Dauerhaftigkeit halber empfehlenswerth. Abb. Nr. 3 und 4 auf Seite 162 d. J. bieten geeignete Vorlagen. — **Abonnement** in G., Monogramm F. B. in Kreuzstich-Stiderei erschien auf Seite 182 d. J. 1882 unter Abb. Nr. 49. M. K. auf S. 327 derselben Jahrg. unter Abb. Nr. 63. — Derartige gestickte Deden können als Theeservietten dienen. — **Mathilde** in S. Ledertuch erhalten Sie bei G. Lehmann, Berlin O., Brüderstr. 16.

Kosmetik und Gesundheitspflege. Frau v. L. Ein richtiges Bild über Ursachen, Erscheinungen und Behandlung der Nervosität wird Ihnen das in Verlage von J. J. Weber in Leipzig im Jahre 1882 erschienene treffliche Schriftchen von Dr. F. J. Möbius, Specialarzt für Venenkrankheiten, gewähren. — **Fr. v. N. i. J.** 1) Das Haarfärbemittel Eau de Zenobie ist unschädlich, d. h. enthält kein Bleisalz; über seine Wirkung haben wir keine Erfahrungen. — 2) Tägliches Waschen der Stellen mit starkem Weingeist hilft mitunter. — **U. N.** Borax in Wasser gelöst ist ein absolut unschädliches und wirksames Waschmittel bei fettreicher Gesichtshaut. — **Charis.** — **M. B.** in N. — **H. in Fiume.** Wer sich die Haare färben oder zu färben gezwungen ist, darf nicht vergessen, daß er damit gewissermaßen einer Sklaverei verfällt. Die Haare müssen von Zeit zu Zeit wieder gefärbt werden, weil der Nachwuchs naturgemäß nicht gefärbt die Kopfhaut verläßt. Alle Redensarten und Behauptungen der Verkäufer von Haarfärbemitteln von „Wiedergabe der natürlichen Haarfarbe“ durch den Gebrauch solcher Mittel sind ohne Ausnahme unwahr! Gerade unter den Mitteln, welche diese Kraft für sich in Anspruch nehmen, sind die schädlichen bleihaltigen am meisten vertreten, so daß der arglose Käufer häufig nicht nur um sein Geld, sondern auch um seine Gesundheit betrogen wird. — Wie ist die nähere Bezeichnung der von Ihnen ertragenen „hinesischen und dänischen Färbemittel“? Ein Rezept zu einem unschädlichen Haarfärbemittel steht auf Seite 192 (Chiffre N. W.) des Bazar. Das unschädliche Krimochrom ist bei E. Karig, Berlin W., Friedrichstr. 196, zu haben. — **Fr. N.** in S. — **Abon. i. Haag.** Die Thymolseife, fabricirt in Schering's grüner Apotheke, Berlin N., Chausseest. 38, ist sowohl gegen Kopfschuppen als auch bei Miteffern empfehlenswerth anzuwenden. — Gegen Sommerprossen, gibt es bis jetzt ein absolut unschädliches und wirksames Mittel noch nicht. — Als vorzüglich geschriebenes Volksbuch sei Ihnen die „Gesundheitslehre für das Volk“, gekrönte Preisschrift, von Dr. Fr. Hofer (Wien 1880), Verlag von Jaeh u. Freid empfohlen. — **Fr. M. B.** in M. — **Bl. in W.** — **Fr. B.** Wenn die Ursache der gerötheten Nase nicht eine innere Krankheit ist — und darüber hat der Arzt zu entscheiden —, so helfen oftmals allabendliche Waschungen mit einer gerbstoffhaltigen Lösung, z. B. von 1 Theil Gerbstoff (Tannin) in 100 Theilen Wasser oder schwachem Weingeist. Die Franthaft erweiterten feinen Blutgefäße lassen das Blut sichtbar durch die Haut schimmern, die Gerbstofflösung zieht sie zusammen. — Nach einer anderen kosmetischen Vorschrift soll man täglich mit einer Auflösung von 1 Theil Borax in 20 Theilen Rosenwasser die Nase bestreichen und dies auf der Haut aufzutrocknen lassen, von Zeit zu Zeit soll man zwischendurch eine Waschung mit Kampherspiritus vornehmen. — **Fr. L. S.** Der frisch gepresste Saft der grünen Wallnuschalen frisch auf die vorher enttetteten Haare gebracht, färbt diese allerdings echt braun, leider hat man aber bisher kein Mittel gefunden, den Saft für die Dauer wirksam und haltbar zu machen; er wird bald durch die Luft braun, seht ab und färbt dann nicht mehr echt. — **G. L.** „Das Auge“ von Heymann-Schröder, 2. Aufl. J. F. Neumann's Verlag, Leipzig. — Ein kurzer geistvoller Vortrag von Prof. Dr. Hermann Cohn erschien unter dem Titel „Die Augen der Frauen“ im Jahre 1879 in Breslau bei E. Morgenstern. — Die Behandlung des Stotterns u. s. w. finden Sie besprochen in Dr. R. Coen's Broschüre: „Das Stottern, Stammeln, Lispeln u. s. w.“, 2. Aufl. (Wien, A. Hartlebens Verlag).

Blumen- und Gemüsegarten. B. G. in Nidel. Das einzige Mittel gegen die Schildläuse des Oleanders ist sorgfältiges Abwischen derselben mittelst einer Zahnbürste; die in den Vertiefungen der Blätter sitzenden Läuse müssen mit einem spitzen Holze herausgeholt werden, darauf wäscht man die Pflanzen mit Wasser, in dem schwarze Seife aufgelöst ist. Man stellt über die mit Blattläusen befallenen Pflanzen eine Kiste oder ein Faß und räuchert darunter tüchtig einige Stunden mit schlechtem Tabak; es fallen dabei freilich manchmal einige Blätter ab oder werden schwarz. Einzelne Pflanzen räuchert man, indem man einen Saß von dichtetem Zeug über sie zieht, diesen naß macht, von unten Rauch in ihn hereinläßt und dann zubindet. Hierzu sind die Säcke von gummirtem Zeug (aus einem alten Regenrock gemacht) am besten. Nach dem Räuchern werden die auf den Köpfen oder auf der Erde liegenden und die noch an den Pflanzen (vielleicht noch lebend) gebliebenen Blattläuse abgeschüttelt oder abgepinselt.

Verschiedenes. Die Blonde und die Braune in Gleisw. Stammt aus Schillers Drama „Wallensteins Tod“, Aufz. II, Auftr. 6. — **Altenrofe.** Nicht verwendbar. — **Berghart.** Ihre 4 Fragen, wenn sie überhaupt ernst gemeint sind, verrathen nach Form und Inhalt eine solche Unbehilflichkeit und Unbekanntschaft mit literarischen Verhältnissen, daß wir Ihnen den gehegten Plan bringen widerrathen müssen. — **Gretchen von der Haide.** Wir bebauern, das zierliche Manuscript nicht verwenden zu können.

Zur Herbst-Saison.

Allen Putzgeschäften und Putz-Modistinnen sei als bewährtes Fachjournal bestens empfohlen

ILLUSTRIRTE COIFFÜRE

(NEBEN-AUSGABE DER DAMENZEITUNG „BAZAR“)

MODENJOURNAL FÜR DAMENPUTZ

PREIS VIERTELJÄHRlich 3 M.

Inhalt:

- Colorirte Hutbilder (à 6—7 Modelle).
- Colorirte Costümbilder (à 2—3 Figuren).
- Colorirte Hutköpfe (¾ Lebensgrösse).
- Tableau's mit Hauben, Lingeries etc.

Quartals-Abonnements werden jederzeit bei allen Buchhandlungen und Postanstalten angenommen.

Probe-Nummern versendet auf Verlangen direct, gratis und franco die Verlagshandlung, Berlin W., Wilhelmstrasse 46/47.